



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Leopold Schefer : ein Literaturbild.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Leopold Schefer.

Ein Literaturbild.

„Die Welt ist schaffbar, ein Kind mit großen Anlagen,
eine große Anlage in Kindes Händen.“
L. Schefer.

Schefer ist nur vier Jahre jünger als Arnim; er ist 1784 zu Muskau geboren. Sein Vater war Arzt, seine Mutter die Tochter eines Geistlichen. Seine ersten Studien betrafen die neuern Sprachen und die Musik, für welche er besondern Beruf fühlte. Seine Compositionen, worunter eine Oper „Sakontala“, haben diesen Beruf nicht bestätigt. Im Jahr 1811 erschien von ihm ein Band Gedichte. Dann unternahm er auf Kosten des Grafen Pückler eine große Reise nach dem Süden, nach Italien, Griechenland und der Levante. Hier wurde ein Trauerspiel: „Muhammed II.“ gedichtet. Schefer hat sich auch sonst noch im Dramatischen versucht, aber ohne bedeutenden Erfolg; es existiren von ihm die Tragödien: „Euphrosyne“, „Madonna Laura“, „die Bettler“. Mit dem Jahr 1825 beginnt seine novellistische Wirksamkeit, die nun in unaufgehaltenem Fluß blieb. Ich will hier von vorn herein bemerken, daß von einer geschichtlichen Entwicklung seiner poetischen Weltanschauung nicht die Rede ist; seine letzten Novellen sind ihrer Form und ihrer Tendenz nach von seinen ersten nicht zu unterscheiden. Im Jahr 1834 schrieb er sein „Laienbrevier“, das in 10 Jahren 4 Auflagen erlebte, darauf mehrere Romane: „Gräfin Ulfeld“, „Graf Rommiz“, „der Letzte des Hauses“ u. a. Im Jahr 1843 seine „Bigilien“. Er lebt auf einer Villa bei Muskau, die er selbst gebaut hat.

In der Sammlung „ausgewählter Werke“, die er im Jahre 1845 veranstaltet hat, haben wir 9 Bände Novellen, 1 Band Gedichte, 2 Bände Laienbrevier. Im Ganzen soll es der vierte Theil seiner Werke sein. Nach welchem Gesichtspunkt er diese Auswahl getroffen hat, darüber erklärt er sich nicht. Ich erinnere mich, daß einige von den ausgeschlossenen Novellen allerdings eine Erneuerung kaum verdienen; dagegen war doch manches unter ihnen, was, ich will nicht sagen besser, aber jedenfalls charakteristischer für seine Weltanschauung ist, als viele von den 26 Novellen, die uns hier

vorkliegen, und von denen einzelne, z. B. „die weiße Henne“, „der Bauchredner“, durchaus werthlos sind. Wie dem aber sei, die vorliegende Sammlung reicht vollkommen aus, uns von seiner dichterischen Wirksamkeit ein Bild zu geben, und wir wollen uns ausdrücklich auf sie beschränken.

Zu den populären Dichtern gehört Scherer keineswegs; seine Lieder sind nicht sangbar, seine Geschichten nichts weniger als gut erzählt, seine Sinnsprüche, wie man aus dem vorgesezten Motto ersehen kann, oft durchaus unverständlich, obgleich sie viel ahnen lassen. Ich habe dieses Motto ausgewählt, weil es trotz seiner Unbestimmtheit für Scherer charakteristisch ist. Ein Spatzvogel im Anfang dieses Jahrhunderts legte dem großen Tentonischen Philosophen Schelling den Stoßseufzer in den Mund: „Vater Göthe, schaffe mir Licht! geschaffen ist die Welt, doch seh' ich sie noch nicht!“ — Scherer ist, wie wir hören, auf diesem Standpunkt noch nicht angelangt; nach ihm ist die Welt erst schaffbar.

Unter seinen lyrischen Gedichten finden wir Lieder, Legenden, Balladen, Epigramme, Hymnen, Dithyramben. Die Lieder sind meist ziemlich inhaltslos, in einer gezwungen naiven Form, höchst unmusikalisches; die Legenden in der durch Göthe fixirten Weise; die Balladen in übertrieben Schiller'scher Manier, etwa wie „Hero und Leander“, aber noch viel schwülstiger und ohne alle Plastik, so daß man häufig, wenn man bis auf die Mitte der Ballade kommt, vergessen hat, wovon eigentlich die Rede war; die Epigramme sind ohne Witz; es sind Gedichte in elegischem Versmaß, die irgend einen unbedeutenden Einfall formell zu einer künstlichen Wichtigkeit hinaufschrauben; die Hymnen sind Gedichte in heroischem Versmaß, auf verschiedene Naturgegenstände, Sonne, Mond, Erde u. s. w., in denen der Dichter ein Bild auf das andere häuft, um seinem Gegenstand gerecht zu werden, z. B.:

Himmelbesessene Wolken, ihr goldlicht wehenden Schleier,
 O ihr Götterpaläste, ihr sonnenbeglänzten Gebirge,
 Purpurne Bäume, ihr Burgen von Stahl und silberne Lämmer,
 Fliehend alles (?), verschoben, vermischt und verwandelt im Anblick,
 Tausendgestaltige — —
 Taufend den tragenden Weg in der Nacht — u. s. w.

Die Dithyramben sind Gedichte in unbestimmtem Rhythmus und verschwommener, zerflüssener Sprache. Das Laienbrevier besteht aus einem Cyclus von 365 Gedichten in reimlosen fünfßüßigen Jamben, worin eine Menge eigenthümlicher Naturanschauungen und ethischer Reflexionen sich ineinanderfädeln.

Nach diesem sollte man von Scherer's Lyrik nicht viel erwarten, und

ich muß mich auch in der That dahin aussprechen, daß an eine künstlerische Vollendung nicht zu denken ist. Aber es spricht sich in ihnen eine sinnige Naturandacht aus, die nicht nur an sich selbst von eigenthümlichem Interesse ist, sondern die auch wesentlich in die Geschichte des poetischen Geistes gehört. Schefer findet in einer Reihe von Naturphilosophen sein Verständniß, die ich mit Herder beginnen möchte, an den sich dann Jacobi, Schelling, Schleiermacher anschließen, und zu den ich, so seltsam es auch klingen mag, auch L. Feuerbach füge. In diesem Zeitalter der Subjectivität, in welchem Göthe schon als Knabe einem selbstgeschaffenen Naturgott seinen Weihrauch anzündete, hat auch unser Dichter nicht verfehlt, sich eine Religion zu schaffen nach seinem Bild.

Jede Religion enthält drei Momente, ein pantheistisches oder kosmisches, ein humanistisches und ein ethisches, d. h. eine eigenthümliche ideelle Auffassung von dem Geist der Natur, dem Geist des Menschen, dem Geist der Geschichte. In unserer Zeit wird es wohl nicht auffallen, wenn ich die poetische Betrachtung der Dinge mit der religiösen vergleiche; denn beide vermitteln sich durch die Phantasie, beide verschmähen die Kritik, beide beaufsetzen sich an Idealen. Der poetische Sinn für das Kleinleben in der Natur, dies Lauschen auf die geheimen Regungen in den Adern der Erde, auf das zauberische Bogen des Lichts, wird mehr oder minder mit dem Pantheismus verwandt sein, denn göttlich ist dem Menschen, was ihn vorzugsweise erhebt und beseelt. Wer dagegen für „den heiligen Geist der Freiheit“ sich beseelt, wie er in der Geschichte sich verwirklicht, wird dem Naturleben keine Aufmerksamkeit schenken, d. h. er wird ohne Andacht für den Gott in der Natur sich nur in dem ethischen Moment der Religion bewegen.

Bei Schefer ist nun offenbar das pantheistische Moment das vorwaltende. Hören wir ihn selber: „Nichts ist als Gott, und außer ihm ist nichts. Er ist allein, und Alles kommt aus ihm, und geht in ihn zurück, und war auch keinen Athemzug ihm fern. Er macht sich selbst zu Staub, um jeden Staub zu sich emporzuheben. So wie vom ungeheuren Gewölbe der Tropfsteinhöhle die ungezählten Tropfen niederregnen und drunten mit den Silberstimmen singen, so strahlt und glänzt und blüht und strömt und säufelt, der Alles ist, aus seinen Himmeln nieder, wird Alles, und ist Alles, bleibt Alles, und ist doch Nichts als Er. Er ist das All, Alles ist neben-, mit einander göttlich, sogar der Staub auf Sommervogelschwingen u. s. w. Was ihn nicht nennen kann, das kennt ihn doch recht innerlich durchdrungen, in heimlichster Anbetung, stillstem Dasein. Nichts ist als Gott; in ihm ist Alles gleich“. — „Güte unterscheidet den Menschen von den Bäu-

men u. s. w., doch ohne ihn darüber zu erheben, daß er ein Besseres sei, als nur der Stein. Denn mehr als göttlich kann nicht Etwas sein; und was da ist, ist selber die Natur, und als sie selbst vollkommen ist ein Jedes, sonst wär' das All ein tausendfacher Frevel". — Alles ist nicht nur gleich, sondern in jedem Einzelnen ist auch Alles. „Zu Einer Rose brauch't's die ganze Erde, die Sonne, alle Kräfte der Natur, wenn auch nur wenig, auch nur wie zum Spiel; zum Menschen brauch't's das ganze Geisterreich. Das ist kein Traum, kein Märchen. Drum schöpfe Athem, Herz, das fast erstickt in Schmerzverlangen von der Schönheit Fülle. Auch du bist eins der göttlichen Gebilde, auch in heil'gem Zusammenhang mit jenen Wundern allen". — „Was lebst, bedarf des Anderen zu leben. Hier beuge dich! bekenne laut und froh: Ja, ich bedarf deiner, schönes reiches All! Ja ich bedarf den Thau u. s. w." — „Der Mensch ist beständig in dem Zauberkreis der Natur, wo all ihre Wunder unaufhörlich geschehen, alles Himmlische, alle Liebe ununterbrochen und ungeschmäleret fortwaltet seit uralten Jahrtausenden, und worinnen nun Er steht, als Eines jener Wunder selbst, Zeichen und Erscheinung zugleich der göttlichen Allgegenwart". — Wir werden gelebt: die Natur gibt in fortwährender Verwandlung den Einschlag in das Gewebe unseres Lebens, und durch die eiserne Bestimmung, was wir in unsere Empfindungen aufnehmen, bestimmt sie auch, wie wir empfinden sollen, indem sie geheim in unserm Innern auch die Kette der Geister hält." — „Alles ist Zeichen, Alles ist Erfüllung." — In dieser sinnigen Naturbetrachtung ist Scherer der Jüdischen Welt verwandt. In dieser Einheit des Universums, diesem Zueinandergreifen wechselnder Lebenskräfte verschwindet nur gar zu leicht das lebendige Einzelne. Je aufmerksamer der Poet auf die geheimen Töne der befreundeten Natur lauscht, desto mehr klingt Eins in das Andere über; in dem Fluß des Lebens löst sich die Gestalt. So geht z. B. in dem folgenden lieblichen Gedicht durch diese Sphärenmuff aller plastische Eindruck verloren: „Knospe der Ros, erwache! denn der Frühling schmückte sonnenwärmend dir fertig das Thal. Ueber dir gusspannend die Bläue streute in deines Mutterstocks Schattung dir schon Mandelsblüthen und Veilchen; Schwesterlilien scheinen dich an mit schnellleuchtenden weißen Flammen, Morgenröthe durchschleicht dir kosend dein süßschwellend versponnenes Herz, Silberlibellen, geflügeltes Wasser, wiegen dich schwirrend, surrende Bienen küssen den Schlaf von deinen Lippen u. s. w." Das klingt beinahe wie Tieck: „Die Töne duften, und die Farben klingen", oder wie Schlegel: „Duftender Blume fühlendes Feuer". — Die Unendlichkeit des Lichtes verfließt in die geheimnißvolle Nacht der Identität, wo alle

Ragen grau sind. „Der helle Tag ist auch nur eine Nacht, die Eine heil'ge große Nacht im All; die Sonne eben ist die Lampe nur, aus Noth, der Nacht zu steuern aufgehangen.“ Und das Leben der Natur, wie des Menschen, wird ein Traum, eine unbestimmte Dämmerung. „Sinnbefangen liebt ihr die Gestalten, doch den Geist vermögt ihr nicht zu halten; Schein ist alles Menschenwesen“ — „Aus Träumen weben Götter die Menschen, darum verschweben sie auch wie Träume. Heim in den Aether streben die freien uralten Stoffe, jegliche schöne Fassung zerstörend, und in den Himmel kehren die Träume.“ „Nicht dauerhafter ist das Netz der Spinne, als dieses Tages hellleuchtendes Gespinnst, leicht hingehangen, leicht hinweggenommen wie ein Schleier! In solcher Wunderhöhle dieses Tages nun sitzen wir, so wie in einem Märchen, hervorgegangen, Niemand weiß woher? Unleugbar Märchenwesen; Märchenhäuser die Königsschlösser und die Göttertempel u. s. w., selbst jene Sonne, die da sinkt, ist Märchen! Das Wunderbare schadet nicht dem Leben, es hält nicht an, ich bin ein Wunder auch — der Stein, das Grab, das Unglück und das Leid sind lieblich für die stille Götterseele, die wie auf goldner Fluth emporgetragen, als Göttermond am Götterhimmel steht.“ — Bei dieser pantheistischen Richtung des Dichters ist es erklärlich, daß er besondere Vorliebe für J. Böhme und Giordano Bruno hegt; den einen hat er in einer Ballade besungen, den andern in einer Novelle dargestellt; wahrscheinlich ohne einen von beiden gelesen zu haben, weil ihn sonst das Ungebildete, grob Naturalistische bei dem Einen, die dialektische Spitzfindigkeit bei dem Andern abgestoßen haben würde. Dagegen könnten ganze Stellen seiner Gedichte füglich in Schleiermachers frühern Werken stehen, und die Theorie des Sinnes, der hingebenden Versenkung in das universelle Leben der Natur, wie ihn die Reden über die Religion und die Monologen predigen, ist hier auf eine sinnige Weise poetisch realisirt. Noch näher steht er vielleicht den Herderschen Ideen; und die allmälige Entwicklung des tellurischen, des vegetativen Lebens zum organischen, zum physischen, die Erhebung Gottes aus der Natur zum menschlichen Geist, diese kühne und zugleich zarte Auffassung der Incarnation tritt in lieblichen Bildern vor die Seele.

Das ist das zweite Moment der Religion, das humanistische. Schefer entwickelt weder den plastischen, heroischen Polytheismus der Griechen, die bloß das Schöne und Trefliche der Menschen in die Aristokratie ihres Olymps versetzten, noch die christliche Anbetung des Menschensohnes in seiner Demuth und Niedrigkeit, als des Geistes, der auch im Kinde, auch im Sünder, unendlich sich über die Seelenlosigkeit des bloß Natürlichen er-

hebt. Die Geisterwelt ist nur das Auge der Natur, sie ist nicht von ihr getrennt, durch sie wird die Natur erst zu dem, was sie eigentlich sein soll. „Heilig Antlitz des Menschen! schöner Lotos auf der Tiefe des Himmelsmeers am Strand der Erde blühend, Weltspiegel, Geistermaske, Götterbildniß! du erst erleuchtest den Tag und das Firmament! — du entdeckst die Wonn' erst, die im Innersten, Geheimsten der Natur sich zuckend regt und überquillt in Lächeln! Auf dem Antlitz erscheint erst der tiefe große Schmerz, der die Natur am Heiligsten durchbebt.“ Das ist ganz Schelling: „Der Mensch ist der Messias der Natur.“ Im Menschen wird der in der Natur nur latente Gott zur Wahrheit. „Du bist Geist; du bist das alles selbst, was in dir lebt und webt, dein Leib ist selbst die heilige Natur; du lebst des Gottes schönes Leben selbst; denn Mensch sein kann nicht ein Schatten, kann nur Gott allein.“ „Mit dir geboren wird der Gott. Er lebt in dir, mit dir, liebt, thut aus dir das Gute; wenn du stirbst, stirbt der Gott mit dir,“ d. h. er tritt in eine neue Metamorphose. Gerade in seiner Flüchtigkeit, seiner Wandelung ist das menschliche Leben eine göttliche Offenbarung. „Sein Geist ist wie ein Tropfen Thau, worin die Welt sich bunt so wenig Tagemalt; und theurer, als den Tropfen Thau das Weilchen bezahlt, bezahlt er jede frohe Stunde mit ihrem stündlichen Verlust.“ — „Selbst mit immer neuer Hand empfängt er jede Gabe der Natur.“ — „Du bist ein Vieler, ein Tausendfacher durch Entfaltung, ein ganzer Mensch erst bist du nur durch das ganze Leben. Der Mensch ist unsichtbar; sein ganzes Wesen erscheinet nie! Nie Kind und Jüngling, Mann und Greis vereint. Nie sieht der Mensch sich selbst. Und Niemand ihn.“ — „Wie du dich niemals selber hast besessen, so auch bestizest du im Leben selbst den Gott, die Menschheit, die Natur, das Leben, wie Gott und Menschheit und Natur und Leben sich nie erscheinen, nie sich selbst erfahren.“ „Der Mensch, das menschliche Geschlecht, als solcher ist ein Vergängliches, ein Scheinbild, der Schatten eines Geistes. Und dennoch spricht der Schatten wahr von sich: im Menschen wohnt ganz deutlich die schöne Seele Gottes selbst.“ Denn grade diese Endlichkeit der Erscheinung ist des Geistes Unendlichkeit. „Der Mensch ist reicher als die Götter alle, um Leid und Klag', um Thränen, um den Tod.“ Denn der Tod ist die edelste Gabe Gottes. „Laß die Menschen den Himmel verlieren, das Schöne beweinen, und du erschaffest die Welt zweimal, ein seliger Mal; laß sie vergebens das Schöne beweinen! dann machst du's unschätzbar, und die Lieb' in der Brust facht du zur Seligkeit an, wie sie die Himmlischen selbst nicht fühlen! Nur der Sterbliche, selber der Todte hat liebenden Herzen unermesslichen Werth, der dem Unsterblichen fehlt.“ — Dieser

„wehmuthschöne“ Zug der Trauer auf der edlen Stirn des Sterblichen verleiht ihm den Adel der Geisterwelt. „Nicht so verstehen wir das Glück des Menschen, daß er leidlos sei, und wandellos auf Erden keine Göttergunst erfahre!“ „Die eine Wehmuth theilst du mit dem Himmel, dem Frühling, ja du theilst sie mit dem Gott, auf den sie als der Widerschein der Welt von allem, was da lebt, zurückfällt: daß sich die reine frohe Himmelsseele hier an die alte Erde knüpfen muß und an den alten Tod.“ Aber „weß Auge nicht geweint, der hatte keins, nicht sehen lernte der, wie Menschen sehen! wem nicht das Herz geblutet, hatte keins, dem konnt' es so nicht schlagen, wie dem Menschen. Wer nicht gestorben ist — hat nicht gelebt!“ „Nachdem die Welt so schön gelungen war, blieb nichts mehr übrig, als sie zu zerstören; und heilige Wehmuth ist das höchste Leben, denn in ihr glüht, was jemals selig war.“ Dieser Tod ist ja nicht wahrhafte Vernichtung. „Vergißt je Gott das Sein? Gott ist das Leben! Alles, was da lebt! Und was gestorben ist, noch ist er Alles; wie könnte Gott vergessen, daß er ist!“ „Kann der Gott zum Menschen werden? Kann sterblich der Unsterbliche erscheinen? — Daß ist des alten Meisters Kunst, sich selber zu verwandeln, zu verkleinern in Splitter stiebend wie ein Diamant, sterblich zu scheinen, gleich unsterblich bleibend.“

Wenn wir nun näher fragen, was im Menschen diese Offenbarung des ewigen Gottes sei, so wird uns geantwortet: Nur die Innerlichkeit! nur das Gemüth in seinen Tiefen; denn dieses ist das Centrum der Natur, das Wort des Räthsels. „Nur wer die ganze Stimme der Natur heraushört, dem wird sie zur Harmonie. Wie mischen die Gefühle sich im Herzen zu schönem Ebenmaß! „Was hab' ich von dem, das mir da draußen noch zurückbleibt! Was ich denken kann, das bin ich selbst auch, oder hab' ich selbst geschaffen, wären's auch die schönen Götter.“ „Die ganze Welt ist voll von Gott, und Niemand weiß nur, woher der Name Gottes stammt! Die Welt lehrt ihn dich nicht, und dennoch ahnest du, daß jener Name kein leerer Hall. Im Herzen kündigt er sich an. Er ist es, der sich selbst in dir gefunden.“ So sind wir von zwei Himmeln umfangen, von der Unermeßlichkeit der Natur und der Tiefe des Herzens, in der die Ewigkeit mit all' ihren Geheimnissen verborgen ruht. „Wenig sind die Dinge, wenig ist das Leben selber; am Ende ist es nichts, als unser Traum davon, als unsre Sehnsucht darnach; in unserm Herzen liegt der Werth der Welt.“ „Ein jeder Mensch hat soviel Freude und ist so groß, als er den Gott begreift; und Gott ist das — was wir nicht fassen können! sein eignes Wunder, selbst das Nichtbegreifen!“ „Die Menschenherzen gleichen Diamanten; sie werfen gern das Göttliche aus

sich hinaus, und hängen es dann einem an, und nur draußen als Farben schauen sie fröhlich ihren Strahl, und was an Zauber ringsum wirklich lebt, das lassen sie sich in dem Schein erscheinen.“ „Selbstständig, unser eigen ist das Glück, und was wir rein empfunden, bleibt in uns. Denn unsere Gefühle waren nur die goldnen Schlüssel, die uns alles Schöne im Erdsaal aufgeschlossen: nicht um Dinge war uns zu thun, nein, um das innere Werden im Herzen und im Geist.“ „Und was uns je bezaubert, wenn es auch jetzt uns wie versunken scheint, einst werden wir uns hell all deß erinnern. Denn nicht ein Abgrund, eine Tiefe nur ist unsere Seele. Und es trägt das Meer sogar oft seine Blumengärten oben, und seines Grundes Tiefe ist verschwunden selbst für ein Kind, das dann zum ersten Mal am Ufer spielt, geschweige für den Geist, der hang des Wunders harret — am Weltmeerstrande!“ — Wenn wir in der pantheistischen Auffassung des Lebens lernten, wir selbst seien nur eine Erscheinung, nur ein Traum der Natur, so hören wir jetzt, die Natur und die Gottheit ist nur eine Erscheinung, nur ein Traum unseres Herzens. Das Herz, die Gottheit dieser Welt, zehrt von Illusionen. „Klein nur bist du, Menschenbrust, die du selbst doch Alles hast! Welche Seligkeit und Lust kann so still sein wie ein Traum! Was der Himmel nicht umfaßt, hat in einem Herzen Raum.“ Eben darum aber bescheide sich das Herz, nichts zu wollen, als sich selber, damit sein Traum nicht zum Fieber wird. „Glücklich wohl ein strebendes Gemüth, das die träge Ruhe stetig flieht, mit der ziehenden Welt auch selber zieht. Glücklicher ein ruhiges Gemüth, das zufrieden wohnt, zufrieden steht: wie die wilde Welt vorüberzieht.“ Wer also in Zweifel steht, wozu eigentlich dieser wilde Wechsel der Welt Unendlichkeiten hindurch fliehe und wiederkehre, der schaue in den Spiegel einer reinen Kinderseele. Die Welt ist für die Kinder, darin zu spielen. Nur im Kleinen, im Beschränkten entfaltet sich die eigentliche Kraft des Herzens; im Grenzenlosen verliert sie sich. „Kindheiter, schuldlos muß die Seele sein, kindstrebend, ohne Sorg' und Furcht, nicht weite Gedanken nähren, nahe nur und tiefe, ganz vom Vorhandenen erfüllt. Dann auch genießen wir mit freier ganzer Seele uns selbst. Das Bewußtsein kommt erst nach dem Glück.“

In dieser kindlich träumerischen Auffassung des Naturzusammenhangs kann das Ethische keine Stelle finden; wenn das Göttliche sich in Allem offenbart, so gibt es keinen Unterschied, ohne Unterschied keine Entwicklung, keine Geschichte. Wo Alles gut ist, wie es ist, hat die Kraft des Ideellen keinen Spielraum und keine Wirksamkeit. „Des Menschen Hauptzweck ist

das Dasein ganz, alles andere ist Nebenwerk.“ Er hat nichts zu thun, denn er hat keinen Widerstand. „Hier ist kein Böses! Und wenn dich das beruhiget, daß nicht ein Böses ist in diesem All, dem Werke der vollkommenen reinen Liebe, in jedem kleinen Werk — dann lebe ruhig, erlöst vom Wahne der Schrecken um dich her.“ Wenn das Böse eine Illusion ist, so kann auch die Sünde nur ein blöder Traum des Herzens genannt werden. „Du kannst nach jeder Schuld der reinste Mensch sein, wenn du sie alt, dich selber jung empfindest, als diesen Guten, der du heut' nun bist. Du bist die frische Kraft, die Kinderreinheit, das Götterzürnen eben bist du selbst. So tief und schwer du meinst zu bereuen, so tief bescheiden ja auch freuest du dich, daß in dir ein so reines Wollen lebt und solche Macht, daß du so wie die Sonne in jeder Stunde neu und göttlich bist. Versteh das Wort nun: Gott vergibt die Sünde.“ In den Novellen wird nun freilich der Dichter, da er hier doch im Faktischen bleiben muß, fortwährend darauf gestossen, daß die Sünde dann doch etwas Objectives ist; daß ihre Folgen sich ablösen vom Menschen, und ihn äußerlich umstricken, wie die Erinny's den Muttermörder. Aber eben weil das Herz die Schuld nicht bekennen will, wird das Schicksal zu einem nur äußerlichen; und von einer tragischen Erschütterung ist nie die Rede, da der innere, geistige Zusammenhang von Schuld und Schicksal nie einleuchtet. Man kann die sittliche Auffassung der Conflict'e des Lebens in vielen Novellen gradezu komisch nennen, und es wird eine Wirkung hervorgebracht, die den Absichten des Dichters durchaus entgegengesetzt ist. Deshalb wird die wirklich vorhandene Macht sittlicher Verhältnisse um nichts weniger herb; sie erscheint als ein unheimlicher, gespenstischer Kreis, in den der Fuß des Menschen sich verstrickt, obgleich er keinen Theil hat an den Wesen, die darinnen wallen. Wenn der Dichter z. B. der Novelle: *Der Pflögeltöchter*, das Motto vorausschickt: „Was noch so furchtbar Wirkliches geschah, so bö's nicht war es in den Seelen da. D'rum ist als Schein das Grause nur geschehen. Als Lieb' und Irrthum läßt die Kunst es sehen.“ — So dient diese chimärische Verwandlung wirklicher Gräueltthaten in einen Schein keineswegs dazu, uns mit ihnen zu versöhnen; im Gegentheil werden sie um so abscheulicher, da wir mit der Wahrheit des sittlichen Gesetzes allen festen Boden verlieren, da wir blind und ungeläutert in den Abgrund getaucht werden, ohne einen Blick auf den Himmel, der uns verdammt. „In dieser Welt ist Schuld und Ursache, ja nur Veranlassung, nicht rein zu unterscheiden; wir haben daran so viel, als wir uns annehmen.“ Ein trauriger Trost, der sinnlosen Gewalt des Zufalls anheimzufallen, mag er sich auch Erbsünde nennen; anstatt dem rächenden, aber er-

habenen Spruch des stiftlichen Gottes. Eine matte Toleranz ist Alles, was übrig bleibt. „Alle, sagt Jesus zu St. Peter, habe ich erschaffen nach meinem Bild, sie sind mein Geist, mein Lieben, mein Leben, und will ich einst All' in den Himmel nehmen, wirst du dich wohl müssen zum Schlüssel bequemen! Ein gefälliger Richter, aber ein unwahrer! durch ein Wunder kann man wohl den schuldbeladenen Geist erlösen, aber damit hebt man auch die Wahrheit des Lebens auf. Im Traum hat man gesündigt, im Traum wird man erlöst, dann hat aber diese Erlösung auch nur die Dignität eines Traumes. — Daß auf diese Weise, wo der zu überwindende Gegensatz fehlt, auch die Geschichte nur ein geistloses Gewebe vereinzelter Erscheinungen ist, versteht sich von selbst, und wird auch bestimmt ausgesprochen. Die Natur, das Größte, hat keine Geschichte. „Du leugnest Weltgeschichte? — Nicht mit Unrecht; denn nur das Menschenherz hat stets gelebt, das unverwandelbare, immer gleiche, nur kurz bethörte oder irrende; nur Thorheit, Irrthum also ist Geschichte.“ „Sich in die frohe Seele der Mutter Natur denken, in ihres Lebens schön gelungenes Werk, welsch' andre Bonne kann noch größer sein! Wie ganz verschwindet, was ihr großes Kind, der Mensch im Kreis der Erde rings gethan!“ Bei diesen Grundsätzen wird es begreiflich sein, wenn ähnlich wie bei Herder alle gewaltigen Erscheinungen der Geschichte nur in ihrer negativen Bedeutung, als Zertrümmerung eines schönen Daseins aufgefaßt werden. Denn Alles, was in der Geschichte Großes erscheint, ist Revolution. So werden in einer Novelle, die Ofternacht, alle Leiden, die irgend im Krieg vorkommen können, zusammengehäuft, ungefähr wie im Karl v. Karlsberg des alten Salzman die Leiden und Mißbräuche der Menschheit im Allgemeinen; so wird das Christenthum fast nur als ein böshafter Spuk angeschaut, der unheimlich in das Leben hineingreift und den Sinn bethört; so ist die That Gregor VII. nur ein Verbrechen, das in die Welt hineinschneit, eben weil der Dichter nie einen sichern historischen Boden gewinnt, also auch das Walten historischer und logischer Nothwendigkeit nie begreift. Seine eigentlichen Helden sind diese Indischen Pflanzenseelen, die keinen Flos knicken, um kein Blut zu vergießen, z. B. Giordano Bruno, wie er ihn sich vorstellt, und denen daher nichts anderes übrig bleibt, als sich foltern und kreuzigen zu lassen. Man kann sich denken, was das für schöne Geschichten gibt, wenn ein solcher Brahmine (wie Böre in: Der Gekreuzigte), an die Spitze eines türkischen Rebellenhaufens gestellt wird. Es geht wirklich über alles Menschenmögliche, sich an die Spitze eines türkischen Raubgestandels zu stellen, um den Communismus in der Türkei einzuführen, und dabei keinen Flos knicken zu wollen. Daß ein solcher Men-

schenfreund seine Anhänger, die ihn befreien wollen, an die Häfcher verräth, um sie nur am Blutvergießen zu hindern, versteht sich von selbst.

Die Form und das Maas für das Gebahren der Menschheit gibt auf diesem Standpunkt nicht die Ethik, sondern die Aesthetik: „Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben, rein von allem Fehl und bösem Wissen, wie die Lilie lebt in stiller Unschuld — —, daß dein Denken sei wie Duft der Rose, wie des Hirten Nachtgesang dein Leben, wie ein Ton aus seiner sanften Flöte.“ Daraus läßt sich viel Bestimmtes nicht machen; ein Nero hatte ja auch nicht übel Lust, sein Leben wie einen Flötenhauch verklingen zu lassen. „Ein Naturfuß hat das Laster selbst.“ Die Augenblicke sind nicht in einem wesentlichen Zusammenhang: „Fühlst du Mißbehagen zu Zeiten, kann es dir nicht anders sein als wie dem Schmetterlinge die Entpuppung, die tägliche Verwandlung deines Innern, der Menschen und der Erde um dich her, als die Unendlichkeit des Lebens selbst!“ „Könnte eines Morgens je die Menschheit vergessen, was sie an den vor'gen Tagen geträumt zu sein — dann wär' ihr wohl. So wird es leif' allmählig: was sie voreinst gewesen, hat die Menschheit fürwahr schon halb vergessen; alle Träume der alten geistbeschränkten schweren Tage; und was sie alle Nächte ihres Daseins gelebt, das fängt sie an am hellen Tage zu träumen! — Und nicht der Tag wird bald die Welt beherrschen, nein, herrschen wird die Nacht, die große, freie, gleichmachende, die Mutter aller Götter. Und wer schon jezt im hellen Licht der Sonne das Große denkt, das Heilige empfindet, dem ist die Sonne, ist die Zeit verschwunden, und göttlich steht er in der alten Nacht, im Zauberglanz der Geister.“ Eine Schaale Opium und die Menschheit ist erlöst! Novalis blaue Blume verbreitet ihren magisch berausenden Duft, schwarz wird weiß, böse wird gut, und es taumelt die Welt, ein lieblicher Traum, halb nur vernommen um die schlaftrunkenen Sinne. In diesen Geist der Versöhnung versenke sich der Mensch mit seinen endlichen Bedürfnissen, so ist er frei, so ist er göttlich. „Verliere die Persönlichkeit an Gottes größte heilige Person! Und schäme dich des nicht, daß du dahin bist als Tropfen in das Meer; — denn Göttlichkeit ist unsere Natur, wie jede Blume Himmelsthan genießt.“ — In dieser weichen, unbestimmten Nührung, in diesem Reich der Nacht wird der Geist was er soll. „Der Athem stoßt mir vor Bewunderung, die Augen weinen, die Gedanken fliehen, ich bin gefangen, bin erstickt in Blumen, hin wie ein Ton in tausend Melodien!“

Bei diesem ewigen Traumleben der Seele ist es natürlich, daß auch der Inhalt des wirklichen, des sittlichen Lebens in's Phantastische hin-

überspielt. Die Bilder wechseln scharf, blendend, unvermittelt, wie bei dem Spiel einer ombre Chinoise; man kann eine Novelle in die andere hineinlesen, es befremdet nicht, man ist nie gespannt, in jedem Augenblick kann man das Buch aus der Hand legen, denn es ist nie ein innerer Zusammenhang da, und so hant die Abenteuer sich aneinander drängen, sie verdichten sich nie zu einem Schicksal. Denn dazu gehört Energie der Leidenschaft und ein sittliches Prinzip; in diesem Taumel des Indischen Blumenlebens ist Beides nicht vorhanden. Männer und Weiber, die Schefer uns vorführt, haben immer einen gelinden Anflug von Somnambulismus. Wir sind stets auf einem Fasching; es befremdet uns nicht, wenn unter der jugendlichen Harlequinmaske plötzlich ein fahles Gesicht hervortautcht, wir werden nicht überrascht, wenn ein alter, hartgesottener Sünder sich plötzlich zu einem Heiligen erklärt. Die schrecklichsten Ereignisse, Mord und jedes andere Verbrechen häufen sich auf einander, eben wie man davon träumt. Wem ist es nicht im Traume einmal angekommen, daß er selber erstochen wurde, sich im Tode fühlte, dann sich etwa in die Person seines Mörders verwandelte, und so in's Unendliche fort; einen solchen Eindruck machen diese Novellen; das Schreckliche wird nie tragisch, über das Komische kann man nicht lachen, denn der Spas hat immer etwas Frostiges. Das alte romantische Verbrechen, die Heirath in verbotenen Graden, spielt häufig die Hauptrolle („die Erbsünde,“ „Palmerio,“ „das Verbrechen zu irren,“ „Lenora di San Sepolcro“), und es kommen allerdings arge Geschichten dabei heraus; aber wir können dadurch weder erschüttert noch gerührt werden, denn die Natur der Unsitlichkeit bleibt stets in einer nebelhaften Dämmerung. Es ist bezeichnend, daß man die Entscheidung eines sittlichen Entschlusses nicht ungern dem Loos anvertraut („Violante Beccaria“). Das südliche Leben mit seiner träumerisch brennenden Natur, mit seiner maßlosen Sämlichkeit; die türkische Willkür, in welcher jede Form, jedes Gesetz aus den Augen gelassen wird, ja das fabelhafte Reich chinesischer Sagen, in denen man fünfzig Jahre lang unter der Erde liegt, als Jüngling wieder aufsteht, seine Geliebte als altes Mütterchen vorfindet, dann zum Gott erhoben wird oder sich den Bauch aufschlitzt u. dergl., das capriciöse Gewebe von närrischen Einfällen und Einbildungen ist das Lebensselement der Schefer'schen Phantastie. Das Leben auf den griechischen Inseln bietet eine eben so unsittliche Verwirrung der Religionen und Gesetze, wie etwa Sicilien in der Braut von Messina, und macht einen eben so verwirrenden, unwohlthätigen Eindruck; gibt aber auch der Caprice einen eben so grenzenlosen Spielraum. Am Besten gelingen dem Dichter solche Schilderungen, in denen eine fieber-

hafte Aufregung der Nerven, durch eine herandrohende Gefahr, durch einen Schrecken herbeigeführt wird; der Reiz des Schwindels, des Grauens, und zwar im Moralischen wie im Physischen. Ich führe davon die grandiose Schilderung der Nacht an, welche ein kühner Wagemuth auf dem Kreuz der St. Peterskuppel zubringt (in der Novelle: „der Zwerg“); den Waldbrand; das Abentheuer in dem Grottenlabyrinth. Diese Virtuosität hat immer etwas Krankhaftes, wie die Zustände, an denen sie sich ausübt; aber man muß bekennen, der Dichter kennt die leise Empfänglichkeit der Seele gerade in ihren geheimen Regungen genau genug, um — sie wirksam auf die Fokker spannen zu können. Wenn eine solche Nervenspannung aber nicht vorwaltet, so zerfließt die Erzählung ins Unbestimmte, Nebelhafte; ja, in weit höherem Grade als Jean Paul, sucht Schefer etwas darin, so undeutlich als möglich zu erzählen, nur dunkel anzudeuten, anzuspüren, wo man eine Schilderung erwartet, rasch und unvorbereitet in das Entlegenste überspringen. Diese Verwirrung erregt endlich vollständige Abspannung und Langeweile; man legt das Buch gleichgültig aus der Hand, und hat in kurzer Zeit vergessen, was man gelesen. Als Beispiele dieser sonderbaren Confusion führe ich „die Osternacht“ und „den Seelenmarkt“ an. Charakteristisch ist, daß vor der Novelle, deren Hauptheld Giordano Bruno ist, vorher die Geschichte auszugsweise mitgetheilt wird, damit man sie nachher verstehen kann. Zuweilen wird die Erzählung durch ein Scheingefecht von Sittensprüchen, in antikem Styl, in Trimetern unterbrochen (z. B. „die Pflegetochter“), aber diese Sprüche sind aus der Reflexion genommen und in der Regel so allgemein gehalten, daß nur durch die Paradoxie der Form, durch eine wichtige Miene, wie sie Goethe in seiner letzten Periode anzunehmen pflegt, das Alltägliche zu einer künstlichen Bedeutsamkeit heraufgeschraubt wird.

Diese Art der Erzählung liebt denn auch natürlich die Zustände halben oder vollen Wahnsinns, der Trunkenheit, des physischen oder magnetischen Schlafes, überhaupt dieser psychologischen Willkürlichkeiten, die deshalb reizen, weil man kein Gesetz für sie auffinden kann. Wie soll man bei den despotischen Einfällen eines Pascha, eines byzantinischen Kaisers, den Leitfaden herausfinden! Alle Feinessen einer empfindsamen, romantischen Dichterseelen werden an das Tageslicht gefördert, die tausend Metamorphosen der Liebe mit unermüdlicher Ausdauer verfolgt. Am Liebsten wühlt Schefer in der Unergründlichkeit des weiblichen Herzens, wie ihm überhaupt das Weib als die eigentlichsie Menschwerdung der anonymen Gottheit erscheint. „Das Weib ist der Verjüngungsquell, Weiber sind des Erdgeistes Fegeseuer!“

„Die Weiber werden von dem Unverständlichen oder Unverstandenen am Tiefsten ergriffen, und leben und bewegen sich darum so sicher und froh in der Welt, weil sie ihre Gefühle und Gedanken ganz unbehindert hineinlegen können und unbeschränkt darinnen verbreiten.“ „Die Natur wird kaum wahrer empfunden als in den Weibern. Sie leben lebendig, fühlen die traumähnlichsten, geheimnißvollsten Zustände klar und deutlich. Sie denken das Leben weniger als sie es fühlen, und meist ohne Phantasie, versenken sie sich leicht in die Zauber der Natur, weil sie Zeitens mehr Natur sind, darstellen und bleiben als in beständigem, jungfräulichem, mütterlichem, bis zur Verfernung verwandtem Verkehr mit ihr in allen entzückenden und schwersten Stunden des Lebens, der Geburt und des Todes.“ Wie anschaulich werden die Mysterien des Muttergefühls dargestellt! Bei den neuern Franzosen, namentlich Fr. Soulié und G. Sand, finden wir ein ähnliches Bühnen in den geheimen, grandios-unbedeutenden Willkürlichkeiten des weiblichen Herzens; doch ist der empirische Stoff des deutschen Dichters unendlich reicher, wenn auch seiner Darstellung die Wärme des unmittelbaren Gefühls fehlt. Welche tiefe Wahrheit liegt in der Darstellung der Künstler-*ehe* Albrecht Dürer's, einer Novelle, deren Inhalt ungefähr mit Jean Paul's Siebentäs übereinstimmt, nur daß hier der Satan in den Tiefen des weiblichen Herzens wirklich und mit dämonischer Unwiderstehlichkeit sich regt, während es in Jean Paul nur die Narrheit des phantastischen Poeten ist, die einen ganz exträglichen Hausstand verkümmert. Ich halte diese Novelle für eine der rührendsten, wie sehr man auch über den unglückseligen Pantoffelhelden die Achsel zucken mag. — Die Liebe, wie der Dichter sie schildert, liegt meist nur in den Illusionen der Phantasie, und dieser Sommer-*nachts*traum der Brunst hat etwas Unheimliches; ich mache unter andern auf „*Violante Beccaria*“ und „*die Perserin*“ aufmerksam. Die Sinnlichkeit wird mehr anempfunden als wirklich erlebt; Scherer ist ein geistiger Anatom, kein produktiver Künstler. Der Anatom liebt die Mißgeburten, weil sich in der Anomalie das Gesetz am eigenthümlichsten verfolgen läßt; so legt Scherer sein Messer auch am Liebsten an anomale Seelenzustände. Ein gefallenes Mädchen, das bei einem katholischen Fest die Muttergottes darstellen muß, und im Gefühl dieser Blasphemie stirbt; eine Religiöse, der in der Revolution als *Déesse de la liberté* gepreßt wird und darüber in Wahnsinn fällt; ein Bauchredner, der seine innere Stimme als einen fremden Geist empfindet; ein Weib, das 30 Jahre lang als Mann gekleidet geht; eine Blinde, die geheilt wird — kurz diese Sentimentalität subjectiver Zustände in Ermangelung eines lebendigen, objectiven Interesse. Wenn der Dichter das

Walten der sittlichen Idee nicht zu verfolgen vermag, muß er sich wohl in den Irrgängen der Innerlichkeit verlieren. Dieses rein sentimentale Interesse an dem psychisch Wunderbaren, an der Gespensterwelt der Seele, ist ein charakteristischer Zug der modernen Romantik. An den Dichtern des sogenannten jungen Deutschland gedenke ich ihn später einmal nachzuweisen; aber er bleibt nicht nur in der Belletristik; im Gegentheil hat sich ein großer Theil der deutschen Philosophie zur Hauptaufgabe gesetzt, in dieses Labyrinth einzudringen, das seinen Charakter verliert, sobald man es von dem erhöhten Standpunkt des Idealismus aus ansieht.

Schefer wird immer nur von „den Stillen im Lande“ verehrt werden; die höchste Aufgabe des Dichters, das Künftige vorschauend zu ergreifen, und der in ihren Widersprüchen verlornen Welt in kühner Freiheit ein Bild des Göttlichen vorzuführen, hat er sich nicht gestellt. Gebannt an das enge aber heimliche Schneckenhaus des Gemüths, wird er denen stets eine Zuflucht sein, die dem Strom des Oceans, der unbestimmten Willkür der Lüfte ihr Segel und ihr Steuerruder zu bieten weder den Muth noch die Neigung haben.

J. S.